

Vorträge

Ansprachen

Aufsätze

Nr. 214

Wolfgang Frühwald

**Auf Karl Jaspers' Spuren
oder**

**Vom Denken über die Grenzen
der Fächer hinaus**

Nr. 214

Wolfgang Frühwald

**Auf Karl Jaspers' Spuren
oder
Vom Denken über die Grenzen
der Fächer hinaus**

2019

Inhalt

Heike Andermann Vorwort	5
Matthias Bormuth In memoriam Wolfgang Frühwald	7
Wolfgang Frühwald Auf Karl Jaspers' Spuren oder Vom Denken über die Grenzen der Fächer hinaus	15

VORWORT

Diese Universitätschrift ist dem Germanisten und Wissenschaftspolitiker Wolfgang Frühwald, der am 18. Januar 2019 in seiner Heimatstadt Augsburg verstorben ist, gewidmet.

Sie enthält einen Nachruf von Matthias Bormuth, dem Inhaber der Heisenberg-Professur für Vergleichende Ideengeschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und die Rede Wolfgang Frühwalds, die dieser anlässlich der offiziellen Eröffnung des Karl-Jaspers-Hauses im Rahmen einer großen Festveranstaltung der Universität im Alten Landtag in Oldenburg am 7. September 2013 gehalten hat.

In seiner Funktion als ehemaliger Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Humboldt-Stiftung hat Wolfgang Frühwald die Etablierung der Heisenberg-Professur für Vergleichende Ideengeschichte an der Universität Oldenburg und die dazugehörige Einrichtung des Karl-Jaspers-Hauses maßgeblich unterstützt und begleitet.

Frühwalds Rede „Auf Karl Jaspers' Spuren oder Vom Denken über die Grenzen der Fächer hinaus“, die erstmals im Karl-Jaspers-Jahrbuch 2014 veröffentlicht wurde, unterteilt sich in vier Kapitel: „Krankheit“, „Die Eltern und der Arzt“, „Gertrud Jaspers“ und „Weltbürgertum“.

Wolfgang Frühwald vermittelt uns darin ein sehr persönliches Bild des Gelehrten und der wichtigen Einflüsse, die das Denken von Karl Jaspers prägten. Einmal ist es seine lebenslange Erkrankung, die ihn – als permanente Grenzsituation – zu der Überzeugung brachte, „dass das ‚Wesen des Menschen [...] sich erst bewusst [wird] in den Grenzsituationen‘, denen er nicht entinnen kann“. Diese Erfahrung bewegte ihn, Medizin zu studieren und als Psychiater tätig zu sein, um „die Grenze der menschlichen Möglichkeiten zu kennen, das in der Öffentlichkeit gern Verschleierte und Nichtbeachtete in seiner Bedeutung zu erfassen.“ Kaum hoch genug zu schätzen ist die Bedeutung von Jaspers' Ehe mit der Deutsch-Jüdin Gertrud Jaspers, die ihn Mensch werden ließ und

ihn „täglich daran erinnert [...], dass er ein Mensch ist.“ Die enge Beziehung zu seiner Frau führte ihn in der Erfahrung des Totalitarismus und der damit einhergehenden Todesdrohung durch den nationalsozialistischen Terror in ein tiefes Ringen mit sich selbst und – auch dies eine existenzielle Grenzsituation – zu dem Schluss „Wenn ich Gertrud nicht schützen kann gegen Gewalt, so muss auch ich sterben.“ Frühwald schreibt: „Es gibt kaum einen ergreifenderen Text unter den Schriften Jaspers‘, als das Tagebuch 1939–1942, weil es das „existentiell-verbindliche Denken“ Jaspers‘ so stark zum Ausdruck bringt.

Matthias Bormuth folgt in seinem Nachruf „Hüter der Verwandlung – In memoriam Wolfgang Frühwald“ unter anderem einer Frage, die den Literaturwissenschaftler zeitlebens beschäftigt hat: Warum entscheiden sich die (modernen) Dichter für einen frühen und freiwilligen Tod? Es ist ihre „seismografische Fähigkeit“ und ihr „ästhetisches Vermögen“, so die Überlegung, „Untröstlichkeit plastisch zu erinnern“. In seinem Nachruf auf Wolfgang Frühwald erfahren wir mehr über die Einsamkeit moderner Dichter und auch über die Frömmigkeit, die den Germanisten und Wissenschaftspolitiker getragen hat.

Heike Andermann

Oldenburg, im April 2019

MATTHIAS BORMUTH

Hüter der Verwandlung
In memoriam Wolfgang Frühwald

I

Wolfgang Frühwald war jüngeren Geisteswissenschaftlern als Literaturhistoriker ein väterlicher Mentor, ein im akademischen Leben heute selten werdendes Phänomen. Mit Bedacht stand über seiner Beisetzung, die eine Woche nach seinem Tod am 25. Januar 2019 in seiner Heimatstadt Augsburg stattfand, ein katholisches Wort der Heimkehr: „Der Vater sah ihn schon von Weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm. Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn.“ Ein religiöser Zuspruch, der die Vorzeichen des Todes umkehrt. Er ist nicht Ende, sondern Wendepunkt, getragen von Glauben und Hoffen, der Sohn werde vom Vater nach der langen Erdenreise in der himmlischen Heimat erwartet.

Leben als Exil, eine für den modernen Menschen ungewohnte Sicht, die in ganzer Größe zuerst Dante entfaltet hatte. Seine *Göttliche Komödie* entdeckte nicht zufällig die Romantik wieder. Sie hatte den Sinn für seine Visionen, die zugleich die irdische Wirklichkeit so schön verdichteten. Wolfgang Frühwald hat sich schon früh mit der phantastischen Sehnsucht der Romantiker befasst, gerade Joseph von Eichendorffs sanftes Sehnen war ihm in der „öffentlichen Verödung“ noch *Ahnung und Gegenwart* eines anderen Lebens. Am Anfang seines akademischen Lebens hatte er mit Hilfe eines glücklichen Quellenfonds Clemens Brentanos merkwürdige Erfahrungen der Passion untersucht, die bis ins Obskure und Okkulte anzeigten, welche überirdische Sphären die menschliche Vorstellungskraft bilden kann. Hölderlins Gedicht *Die Nacht* gehört mit Brentano zur romantischen „Sehnsucht nach einer verlorenen Vollkommenheit“.

Aber Wolfgang Frühwald wendete sich gerade auch den Dichtern der Moderne zu, die wie Ernst Toller die schreckliche Realität sahen und laut herausschrien, was den Menschen in der Maschinenwelt zustieß. Als der Nationalsozialismus eine große Gemeinde der Verfolgten schuf, gehörte Ernst Toller zu jenen, die als Schriftsteller und Dichter jüdischer Herkunft und sozialistischer Haltung ins Exil gedrängt wurden und denen Frühwald wie wenige Fachgenossen seine Aufmerksamkeit schenkte. Die Zeit war nicht reif für dessen Kosmopolitismus, den Frühwald mit einem Zitat aus dem 1933 erschienenen Bekenntnis *Eine Jugend in Deutschland* erinnerte: „Eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa mich gebildet, meine Heimat ist die Erde, die Welt mein Vaterland.“ 1939 nahm sich Toller in einem kleinen Hotel in New York das Leben.

II

Der freiwillige Tod der Dichter beschäftigte Frühwald zeitlebens. Er ging besonders in der modernen Literaturhistorie ihrer Bereitschaft nach, die Tiefen des Lebens exemplarisch bis an jene Grenzen auszuloten, vor denen wir Menschen zurückschrecken und die wir gerade deshalb nicht selten mit rigiden Tabus belegen. Die seismografische Fähigkeit, verzweifelte Lebenslagen zu registrieren, und das ästhetische Vermögen, die „Untröstlichkeit“ plastisch zu erinnern, verleihen den Dichtern eine besondere Bedeutung. Stefan Zweig, Reinhold Schneider, Jean Améry, Paul Celan und Peter Szondi gehören für Frühwald zu jenen Stellvertretern der Menschen, die das irdische Exil in seltener Härte erfuhren. Ihnen war der Glauben fremd geworden, der noch das „Endzeitdenken“ des Barock geprägt hatte und in der Romantik eine letzte Blüte erlebte, wenn der späte Eichendorff bittet: „Laß ausruhn mich von Lust und Not,/Bis daß das ew'ge Morgenrot/Den stillen Wald durchfunkelt“.

Schon die Bibel umreißt in der Figur Jesu die verzweifelte Sorge, ob tatsächlich ein gütiger Vater auf die Heimkehr des Sohnes wartet, wenn es im Markus-Evangelium heißt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Im modernen Garten Gethsemane wachen bei Wolfgang Frühwald die untröstlichen Dichter in ihrer Einsamkeit. Biblische Religion und moderne

Literatur bilden demnach ein Ergänzungsverhältnis, das heute nicht vom erhobenen und erhabenen Blick auf ewige Erfüllung lebt, sondern vom mutigen Willen zeugt, sich ganz mit der Wirklichkeit zu vermählen, die mehr Schrecken als Begeisterung in uns erweckt.

Die jüdischen Wurzeln dieser standhaften Empfänglichkeit, die sich auch der Not nicht verweigert, hat Frühwald vor allem in der Figur des Hiob freigelegt. Prägnant sieht er in dessen Dialog mit seiner Frau den Kern der modernen Theodizee vorgebildet. Sie fragt mit suggestiver Eindringlichkeit angesichts der Geschlagenheit ihres Mannes: „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja, sage Gott ab und stirb!“ Darauf zitiert Frühwald Hiobs Antwort: „Du redest, wie die närrischen Weiber reden. Haben wir nicht Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen? In diesem allem versündigte sich Hiob nicht mit seinen Lippen.“ Er ist fasziniert von der „Zuversicht auf Gottes Weisheit“, die der alttestamentliche Autor in Hiob erkennt, von der „Frömmigkeit“, die in der Haltung der höheren Ergebenheit ihren exemplarischen Ausdruck gefunden hat.

Am Anfang der modernen Autoren, deren Passionen Frühwald am Herzen liegen, steht Adalbert Stifter. In vielfacher Weise eine Übergangsfigur, oft als romantisch-biedermeierlicher Verklärer verkannt, sieht er in Stifter den Verzweifelten, dessen innere Abgründigkeit nach Jahren des schweren Alkoholismus im rabiaten Schnitt durch die eigene Kehle sich erfüllt. Der Dichter als Inkarnation der letzten Untröstlichkeit im Leben nimmt im *Gedächtnis der Frömmigkeit* eine zentrale Stellung ein. Frühwald spricht vom „Sog des Todes“, gegen den Stifter zeitlebens im Willen zur dichterischen Harmonie angeschrieben habe, gleichsam um den Menschen eine vorläufige Wohnstatt zu errichten. Aber zuletzt habe ihn der Schmerz eingeholt und Stifter sich in den Tod geflüchtet, wie es in der unvollendeten *Mappe meines Urgroßvaters* angedeutet ist: „Deswegen zerlegt auch der Tod das Kunstwerk des Lebens, weil alles nur ein Hauch ist, und ein Reichum herrscht an solchen Dingen. Und groß und schreckhaft herrlich muß das Ziel sein, weil dein unaussprechbar Wehe, dein uner sättlich großer Schmerz nichts darinnen ist, gar nichts – oder ein winzig Schrittlein vorwärts in der Vollendung der Dinge.“

Dass Stifter gerade mit diesen späten Erzählungen auch einer Zeit der politischen Hybris das Urteil zu sprechen vermochte, hat Frühwald im Blick auf Peter Suhrkamps zweibändige Edition beschrieben, die 1941 als Ausdruck der Inneren Emigration noch in Berlin erscheinen konnte. Dem Norddeutschen im konservativ-liberalen Geist nahe, zitierte er die mutigen Worte, mit denen der Stadthalter des S. Fischer Verlags sublim seinen Stachel setzte, der zugleich allen galt, die sich in der modernen Orientierungslosigkeit eingerichtet hatten:

Ist es nicht eine merkwürdige Tatsache, daß Stifters Werk, nachdem es nahezu ein halbes Jahrhundert unbeachtet oder gering geschätzt lag, wieder seine Wirkung unter den Menschen zu entfalten begann, als die innere Verwirrung, die im Weltkrieg ihre erste Entladung fand, in empfindlicheren Gemütern ihre Schatten vorauswarf, und daß die Wirkung dieses Werkes in Zeiten, die an der Oberfläche vom Sensationellen und Krassen und selbst Kranken durchsetzt waren, sich besonders entfaltete, und so fort bis in unsere Tage.

Der Gegenentwurf zu Stifters religiöser Inbrunst, die am bedrohlichen Dunkel der Zeit in ihrer Liebe zur schöpferischen Harmonie zuletzt scheitert, ist die klassische „Weltfrömmigkeit“ Goethes, die Frühwald als „zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes“, bewunderte. Nicht zufällig verdichtet sich sein Blick auf den Klassiker in zweien seiner schönsten, späten Essays, *Goethes Heirat* und *Goethes Ehe*, die in der Insel-Bücherei ihren gemäßen Platz fanden. Die couragierte Klugheit, mit der Goethes Lebensgefährtin der brachialen Bedrohung im Kriegsgeschehen 1806 begegnet, lässt den Geheimen Rat im „Wendehjahr seines Lebens“ ständische Vorurteile hinter sich lassen, die Bürgerliche heiraten und den umfassenden Sinn der Institution Ehe erkennen. Als Christiane zehn Jahre später stirbt, notiert Goethe: „Ich kann weiter keinen Gewinn des Lebens haben, als ihren Verlust zu bedauern.“ Frühwald lässt die Worte der Trauer in der poetischen Form zum Denkmal ehelicher Frömmigkeit werden, die sein eigenes Leben über sechs Jahrzehnte trug.

Als er zuletzt über Leben und Denken des Philosophen Karl Jaspers sprach, rückte er auch dessen „Treue“ ins Gedächtnis, gerade dort, wo sie sich angesichts der öffentlichen Bedrängnis

im Widerstand zeigte. Frühwald findet in Jaspers, der mit einer Jüdin verheiratet war, einen beeindruckenden Advokaten der ehelichen Frömmigkeit, dessen Worte aus dem Sommer 1942 er emphatisch zitiert: „Wenn ich Gertrud nicht schützen kann gegen Gewalt, so muss auch ich sterben. [...] Meine Philosophie wäre nichts, wenn sie an dieser entscheidenden Stelle versagte. Treue ist irgendwo absolut oder sie ist gar nicht.“

Noch in einem seiner letzten Texte, dem ausführlichen Nachwort zu den *Sämtlichen Gedichten* von Matthias Politycki, findet man anders Frühwalds Bekenntnis zur „alterslosen und altersbeständigen Liebe“, zu dieser „Rarität in unserer Zeit der Trennungen“. Er lässt die beiden Varianten des Gedichts seines ehemaligen Schülers, der den Schritt vom aussichtsreichen Junggermanisten zum freien Schriftsteller wagte, für sich sprechen:

Geteilt haben

die Sehnsucht nacheinander

die Lust aufeinander

den Kummer miteinander

dann gibt es nichts zu bereuen

Geteilt haben

das Vertrauen miteinander

die Sorge umeinander

das Lachen übereinander

dann gibt es noch immer nichts zu bereuen.

III

Die lutherische Idee der Frömmigkeit war ihm nicht nur in der Wirklichkeit der Ehe und der Innerlichkeit der Dichter nahe. Sondern die Erinnerung an die *Freiheit eines Christenmenschen* half ihm auch, die heiklen Künste der akademischen Diplomatie zu meistern, die von ihm seit den Münchener Anfängen gefordert wurden. In der Leidenschaft für Persönlichkeiten, die rein der Sache dienten, pries er mit Wilhelm von Humboldt die „Autorität des Zweifels“. Zugleich dachte Frühwald mit dessen Bruder Alexander daran, dass auch bei Naturforschern die „Entschleierung der Wahrheit“ in der Offenheit begründet liegt, die „Divergenz der Meinungen“ zuzulassen. So gewappnet war es ihm möglich, die deutsche Welt des Wissens zu repräsentieren und international im Namen Humboldts einer Familie der Forschenden vorzustehen. Zugleich war es Frühwald persönlich ein Bedürfnis, als treues Glied seiner katholischen Kirche sonntäglich in der Welt des Glaubens heimzukehren, deren Würdenträger ihn auch schätzten.

Aber der Wissenschaftler und Christ blieb innerlich frei und fromm genug, um – mit Heinrich Heine gesprochen – auch andere Vertreter des „protestantischen Prinzips“ zu verehren. Er suchte deshalb seit den akademischen Anfängen in Trier den Kontakt zu lebenden Schriftstellern, die bei vielen Kollegen nur ferne Lieferanten für das literarische Objekt der Begierde waren. Matthias Politycki ist ein spätes Beispiel, mit dem er zuletzt noch im Münchener Lyrikkabinett gemeinsam auftrat. Und Rainer Kunze ist ein früheres und auf seine Art beständiges Beispiel für Frühwalds Fähigkeit, den Dichtern als Gelehrter bis ins Persönlichste nahe zu sein. Er wusste zugleich, was er selbst denen verdankte, die meist nicht im Schutz der großen Institutionen des Glaubens und des Wissens auf eigene Gefahr den „Beruf des Dichters“ lebten. Mit Elias Canetti sah er sie als „Hüter der Verwandlungen“, die alle Menschen benötigen, wenn sie sich nicht in den religiösen und rationalen Gewissheiten beruhigen wollen. Die Dichter bildeten für ihn eine Art von innerer Gegenwelt, die bewahrte, wenn die institutionelle Verführungskraft zu stark zu werden drohte, und beunruhigende Schrecken und Zweifel verblasen ließ.

Ganz sicher war die dichterische Welt der Vorstellungen eine, die Frühwald auch half, sich vor der scheinbaren Autorität der Fachsprache zu hüten, die nur allzu oft verdeckte, wie sehr wir als Wissenschaftler aus den unhintergehbaren Voraussetzungen unserer Biografie und Zeit nur verstehen und erklären können. Seine vielfältigen Essays zeugen von einer Kunst des Schreibens, die auch im gebildeten Laien ein großes Publikum gefunden hat und sich nicht scheut, im tieferen Sinn von dem zu erzählen, was alle Menschen angeht, in welchen Mythen, Religionen und Literaturen auch immer sie zu Hause sein mögen. Insofern steht der Literaturhistoriker Frühwald auch für *Stand und Würde des Schriftstellers*, die Adalbert Stifter mit großem Enthusiasmus bis in die letzte Verzweiflung vertrat: „Auf gewissenhafter Grundlage ruhend, ist der Stand des Schriftstellers einer der ehrwürdigsten des menschlichen Geschlechtes. Er ist der Lehrer, Führer, Freund seiner Mitbrüder, er kann ihnen ein Dolmetsch und Priester des Höchsten werden.“

Auf seine Art gehörte Wolfgang Frühwald in diesen Kreis der Schreibenden, zugleich hochachtungsvoll den Abstand anerkennend, der ihn vom Dichter trennte. Noch im letzten Lebensjahr schrieb er erneut kurz über Elias Canetti, dem er 1976 eine Laudatio gehalten hatte. Er teilte nicht dessen Hass auf den Tod, aber der Schrecken, der mit dem Ende verbunden war, die bange Erwartung, was kommen möge, waren ihm nicht fremd. Die Dichter waren ihm ein unorthodoxes Angeld auf das auch rituell erbetene Reich Gottes, auch frei vom wissenschaftlichen Fortschrittsglauben, den Reinhold Schneider melancholisch im *Winter in Wien* bedauert hatte. Sie gaben ihm die Hoffnung, dass in Ewigkeit die Vielfalt der Einzelnen erhalten bleiben sollte, ohne die ein Gespräch zwischen Menschen langweilig würde. Die Schriftsteller und Dichter bildeten für Frühwald das anarchische Gegengewicht zu den festen Ordnungen von Wissenschaft und Religion. Ihre Werke, in denen er sich bis zuletzt mit Freude bewegte, standen schon hier für den hoffnungsvollen Vers, der seinen kirchlichen Abschied beschloss: „Im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen. Ich gehe, euch eine zu bereiten.“

WOLFGANG FRÜHWALD

Auf Karl Jaspers' Spuren oder Vom Denken über die Grenzen der Fächer hinaus

Vorbemerkung

Am 16. März 1955, Karl Jaspers lebte und arbeitete seit Frühjahr 1948 mit seiner Frau in Basel, schrieb Gertrud Jaspers an eine jüngere Freundin nach Deutschland:

In diesen Tagen war in unserem Hause ein Großkampftag – es wurden die unmittelbar von meinem Manne benutzten Bücherzimmer nach 7 Jahren Basel gesäubert. 4 Frauen klopfen von 8–5 mit feiner Essenseinladung zwischendurch. Da wohnte Karl in meinem Zimmer und ich schlief nachmittags ganz oben.¹

Sie holte sich „aus der Memoirenbibliothek“ einen Band, bei dessen Lektüre sich ihr Mann und sie des Freundes Ludwig Curtius

1 Der vorliegende Text ist der des Festvortrages zur Eröffnung des Karl Jaspers-Hauses am 7. September 2013 in Oldenburg. Für freundschaftliche Gespräche über Jaspers und seine Gedankenwelt danke ich Matthias Bormuth (Oldenburg). Sein Buch *Ambivalenz der Freiheit. Suizidales Denken im 20. Jahrhundert* (Göttingen 2008) hat mich zuerst auf Jaspers' Position im Konflikt um Suizid und Selbstmord in einem Jahrhundert aufmerksam gemacht, in dem vielen verzweifelten Menschen nicht einmal diese Form der Selbstbestimmung (über den eigenen Tod) mehr verblieben ist. Der von Reinhard Schulz, Giandomenico Bonanni und Matthias Bormuth hg. Band *„Wahrheit ist, was uns verbindet“: Karl Jaspers' Kunst zu philosophieren* (Göttingen 2009), der eine Auswahl von Beiträgen zum Oldenburger Jaspers-Jahr (2008) versammelt, hat wesentlich zu dem Aufschwung beigetragen, den die Jaspers-Forschung (auch mit dem Ziel einer kritischen Gesamtausgabe) seither genommen hat. – Die Zitate aus Briefen von Gertrud Jaspers sind den Originalen aus dem Besitz von Michael Magunna (Hamburg) entnommen. Ihm danke ich nicht nur für die Erlaubnis zu zitieren, sondern auch für die Mitteilung lebendiger Erinnerungen an seine Begegnungen mit Karl und Gertrud Jaspers. An seine Mutter Sigrid, die Tochter von Edith Curtius (der Frau des mit den Jaspers befreundeten Archäologen Ludwig Curtius), sind die zitierten Briefe von Gertrud Jaspers gerichtet.

erinnerten, der ein Jahr vorher gestorben war.² Jaspers' Arbeitsbibliothek mit rund 12.000 Bänden, die im März 1955 so sorgfältig entstaubt wurde, ist heute das Herzstück des Oldenburger Karl Jaspers-Hauses, vielfältig erschlossen, digital katalogisiert und in einem auch ästhetisch ansprechenden Ambiente für die wissenschaftliche Arbeit bereitgestellt. In ihr ist ein geistiger Kosmos erhalten, in dem und mit dem Jaspers und seine Frau lebten, in den Widmungsexemplaren spiegelt sich der Kreis der Freunde, die diesen Kosmos lebendig erhalten haben. Jaspers, so meinte sein letzter Assistent Hans Saner, habe „ein Leben beinahe ohne Ereignisse, ohne Biographie“³ geführt. Umso bedeutender ist die geistige Welt, die er sich mit den Büchern ins Haus geholt und sich durch intensive Lektüre angeeignet hat.

Dass er keine journalistische Begabung besessen habe, hat Jaspers selbst mehrfach betont.⁴ Dem etwas spröden Stil seines philosophischen Werkes ist dies auch anzumerken, doch im Unterschied dazu sind die Briefe, die Gespräche, die autobiographischen Schriften so liebenswürdig leicht formuliert, dass hinter diesem Stil ein Mensch sichtbar wird, dem Rolf Hochhuth, in den späten Jahren Hausgenosse der Jaspers in der Baseler Austraße, „Lebensfreundlichkeit“ als die stärkste der ihn bewegenden

-
- 2 In dem zitierten Brief vom 16. März 1955 fährt Gertrud Jaspers fort: „u. holte mir aus der Memoirenbibliothek den Band über Frieda Dünsing. Nun im Widerhall von ihr über Ugol [Ludwig Curtius] zu lesen, den sie Laertes nannte, war eine Wonne. Ich brachte den Band herunter, u. abends erquickte sich Karl an Ugols Wesen, und wir dachten liebend seiner. Für uns ist bleibend viel verloren, seit er nicht mehr mit uns lebt.“ (Curtius starb in Rom am 10. April 1954). Das Buch, das sich Gertrud Jaspers aus der „Memoirenbibliothek“ holte, war vermutlich der Band: Frieda Duensing. Ein Buch der Erinnerung. Hg. von ihren Freunden mit Beiträgen von Ricarda Huch, Marie Baum, Ludwig Curtius und Anton Erkelenz. Berlin 1922.
 - 3 Karl Jaspers mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Hans Saner. Reinbek bei Hamburg 2005, 12. Aufl., S. 69.
 - 4 Vgl. u.a. Karl Jaspers: Philosophische Autobiographie. Erweiterte Neuauflage. München 1977, S. 133: „Die Schulaufsätze machten mir Mühe. Schwerfälligkeit, Umständlichkeit, zu große Länge wurden mir vorgeworfen. Ein Klassenkamerad tröstete mich einmal: ›Du hast zwar keine journalistische Begabung, aber dir ist es wenigstens zuweilen ernst mit dem, was du schreibst.‹“

Energien zugesprochen hat.⁵ Von der „Lebensfreundlichkeit“ eines Gelehrten, von einer in seinem Metier nicht häufig anzutreffenden Lebenshaltung will ich erzählen.

Krankheit

Karl Jaspers wurde am 23. Februar 1883 nachmittags 2½ Uhr in Oldenburg geboren. An seinem 25. Geburtstag – acht Monate vorher, im Juli 1907, hatte er Gertrud Mayer, die Schwester seines Studienfreundes Ernst Mayer, kennen- und lieben gelernt – schrieb der Vater Carl Wilhelm Jaspers an den Sohn über seine Erinnerung an diesen Tag:

*Am 23. Februar 1883 stand ich im Wohnzimmer an der Moltkestraße und wartete darauf, Vater zu werden. Da plötzlich drang Kindergeschrei an mein Ohr, und genau in demselben Augenblick hörte ich draußen als erstes Frühlingszeichen den ersten Buchfinkenschlag. Frühling drinnen und draußen! Dieses merkwürdige Zusammentreffen habe ich – abergläubisch ist schließlich im tiefsten unbewussten Gefühl jeder Mensch – gern als ein freundliches glückverheißendes Omen genommen [...]*⁶

Der Sohn, der diesen Brief des Vaters in den autobiographischen Schriften des Alters mehrfach zitiert, war überzeugt, dass er damals (1908) ihm und bereits der künftigen Schwiegertochter gemeinsam gegolten hat. Als der Vater nämlich diese optimistische Zukunftsprognose für das Leben seines ältesten Sohnes abgab, wusste er längst, dass dieser an Bronchiektasie litt, das heißt an den Folgen irreversibler Fehlbildungen der Bronchen, konkret: an chronischem Husten, mit periodisch blutigem Auswurf und gelegentlichem Blutsturz, an Ekzemen an der Kopfhaut und in den Kniekehlen, an Herzinsuffizienz und rezidiven Fieberanfällen, kurz an Schwächezuständen, die dem über 1,90 Meter großen und hageren Mann im Tagesverlauf regelmäßige

5 Rolf Hochhuth: Karl Jaspers oder Die Lebensfreundlichkeit. Eine Erinnerung, die an der Zeit ist, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. Februar 1973, S. 24. (Für eine Kopie des Aufsatzes von Hochhuth zum 90. Geburtstag von Karl Jaspers danke ich wiederum Michael Magunna.)

6 Karl Jaspers: Schicksal und Wille. Autobiographische Schriften. Hg. von Hans Saner. München 1967, S. 46f.

lange Ruhepausen abnötigten und ihn zu einem streng disziplinierten Leben zwangen. Eine Stunde öffentlichen Auftretens bedeutete meist, den restlichen Tag im Liegen zu verbringen. Das berühmte Arbeitssofa, das sich Karl Jaspers konstruiert und in seiner Bibliothek aufgestellt hatte, war die von ihm mutig gegebene Antwort auf die lebenslange Körperschwäche. Sie lautete kurzerhand: Arbeit. Auf dem Arbeitssofa konnte er ruhend nicht nur lesen, sondern auch schreiben und so, inmitten seiner Bücher, liegend arbeiten. Die Bücher waren prägender Teil seines Lebens. Noch 1948 war die Annahme des Rufes in die Schweiz zuletzt dadurch gefährdet, dass durch eine Verordnung der amerikanischen Militärregierung Kulturgüter (und dazu gehörte Jaspers' Bibliothek ohne Zweifel) nicht außer Landes gebracht werden durften. Gertrud Jaspers schien das für einen Wink des Himmels zu halten und „meinte fast zufrieden: Nun, dann bleiben wir eben in Heidelberg“.⁷ Der amerikanische Universitätsoffizier aber fand eine andere Lösung. Die Bibliothek eines Professors, so ließ er sich von seinen Vorgesetzten bestätigen, sei dessen Handwerkszeug, kein Kulturgut. Und als „Handwerkszeug“ kamen die Bücher von Karl und Gertrud Jaspers in fünf Möbelwagen damals wohlbehalten in Basel an.

Die von Kindheit an bemerkte, aber erst in Jaspers' achtzehntem Lebensjahr diagnostizierte Krankheit, die, bei Einhaltung fester Regeln, nicht lebensgefährlich war, es aber sonst rasch werden konnte, barg im blutigsten Jahrhundert der neueren Geschichte (dem zwanzigsten unserer Zeitrechnung) die Chance des Überlebens, die jungen Männern aus Jaspers' Generation nur allzu oft genommen war.⁸ Die Krankheit und der Umgang mit ihr schenkten Jaspers eines der Basisthemen seines Denkens, die

7 Ebd., S. 182f.

8 Hartmut Böhme bezieht sich auf den Politologen Rudolph J. Rummel, wenn er die Zahl der Kriegstoten im 20. Jahrhundert auf 110 Millionen und die der durch staatlichen Terror ums Leben gekommenen Menschen auf rund 192 Millionen schätzt. Da vom 6. vorchristlichen bis zum 19. nachchristlichen Jahrhundert rund 40 Millionen Kriegstote und 133 Millionen Tote „durch Terror, Massaker, Verbrennung usw.“ geschätzt werden, erlaubt dies „den Schluss: das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert mit der absolut größten Gewaltrate in der Geschichte“. (Gewalt im 20. Jahrhundert. Demozide in der Sicht von Erinnerungsliteratur, Statistik und qualitative Sozialanalyse; Erstdruck in: *figurationen* 1999, S. 139–157; [Abstract unter <https://www.figurationen.ch/hefte/00-99/abstracts#gewalt-im-20-jahrhundert>, 26.4.2019, Red.]

Überzeugung, dass das „Wesen des Menschen [...] sich erst bewusst [wird] in den Grenzsituationen“, denen er nicht entrinnen kann, und als die Jaspers „Tod, Leiden, Zufall, Schuld, Kampf“ bestimmte.⁹ So suchte er sich von Jugend an, „das Äußerste nicht zu verschleiern. Das war eines der Motive [schreibt er in der 1953 abgeschlossenen *Philosophischen Autobiographie*], warum ich Medizin und Psychiatrie [als Studienfächer] wählte: die Grenze der menschlichen Möglichkeiten zu kennen, das in der Öffentlichkeit gern Verschleierte und Nichtbeachtete in seiner Bedeutung zu erfassen.“

Jaspers wusste, dass ihn die chronische Krankheit lebenslang von Militär- und Kriegsdienst befreit hat, dass er ihretwegen an der Universität keines der zeitraubenden Verwaltungs- oder Leitungämter, auch keines der ihm angebotenen politischen Ämter übernehmen musste und konnte.

Nur die wenigsten Professoren konnten das Ideal des selbstbestimmten Gelehrten so leben, wie dies Karl Jaspers getan hat.

Was ich selber der abendländischen Universitätsidee und ihrer, wenn auch noch so getrübt, Wirklichkeit in Deutschland verdanke, schrieb er in der Philosophischen Autobiographie, ist außerordentlich. Es ist in unserem Zeitalter märchenhaft: die völlige Freiheit; das bescheidene Dasein mit dem einzigen Beruf: zu denken; die Ruhe dafür.¹⁰

Dieses Bekenntnis ist für Jaspers' Weise, Philosophie zu betreiben, charakteristisch. Er hat kein Begriffssystem errichtet, seine Schülerinnen und Schüler nicht in die Grenzen einer Denkschule eingeschlossen.¹¹ Wenn man von den frühen Berufsjahren

9 Jaspers (Anm. 4), S. 123 und S. 33, das folgende Zitat ebd., S. 123.

10 Ebd., S. 63. Jaspers hat zwar gesehen, dass die „märchenhafte“ Freiheit, die er für das Dasein des Universitätsprofessors forderte, „den Einzelnen zur Faulheit verführen“ konnte, doch schien es ihm wert, dieses Risiko einzugehen, um „das scheinbare Nichtstun, von dem niemand weiß, was dabei geschieht“, und damit „die Quelle alles Wesentlichen“ nicht zu verschütten.

11 Bemerkenswert scheint mir der Hinweis von Hans Saner (Anm. 3, S. 128) zu sein, dass Jaspers keine Schüler haben wollte und seine begabtesten Doktoranden sich einen Namen außerhalb der Philosophie machten: Hannah Arendt, die Jaspers vermutlich am nächsten stand, in der Sozialphilosophie, Kurt Hoffmann als Filmemacher, der von den Nationalsozialisten als Wider-

absieht, wo es darum ging, sich im starr gefügten Fächerkanon der Universität einen Platz zu schaffen, so dass Jaspers von der Psychiatrie, dem Fach, in dem er (1908) promovierte, über die Psychologie, dem Fach, in dem er sich (1913) habilitierte, zur Philosophie kam, dem Fach, in dem er schließlich (seit 1920) lehrte, so hat er nicht transdisziplinär in dem Sinne gearbeitet, dass er sein Denken zwischen den Fächergrenzen angesiedelt oder die Grenzen von klinisch und theoretisch begründeten Fachwissenschaften aus in Richtung auf die Nachbarwissenschaften überschritten hat, Jaspers' Denken war vielmehr von Beginn an anthropologisch fundiert, es war auf die das bloße Dasein überschreitende Existenz des Menschen ausgerichtet, auf ihren Beginn, ihre Grenzen, ihre Einbettung in einen transzendenten Zusammenhang alles Seins. Er hat keine Fachwissenschaft unterrichtet, sondern versucht, die Basis seines Denkens so zu weiten, dass dieses Denken grundlegend werden konnte für andere Fächer, weil es durchsichtig wurde auf den Grund des Menschseins.

Die Eltern und der Arzt

Seine willensstarken, freiheitsbewussten Eltern und der vertraute, genial diagnostizierende Arzt, der später durch die Entdeckung der Strophanthin-Therapie gegen Herzinsuffizienz berühmt gewordene Dr. Albert Fraenkel, haben dem scheuen, vom Drill der Schule abgestoßenen und in den Widerspruch getriebenen jungen Karl Jaspers Zutrauen zu sich selbst geschenkt. Die Liebe der Mutter zu ihrem Ältesten – so berichtet Hans Saner – sei so groß gewesen, dass „sie später, obwohl sie nur Volksschulbildung hatte, die Anstrengung auf sich [nahm], die Schriften ihres Sohnes zu lesen, denen der [pragmatisch-nüchterne, juristisch gebildete] Vater hilflos gegenüberstand. Bis zu ihrem Tod (1941) trübte nichts die Liebe des Sohnes zu ihr“.¹² Auch als die Eltern wegen der labilen Gesundheit ihres Ältesten

standskämpfer hingerichtete Theodor Haubach als Journalist und Politiker, Golo Mann als Historiker, Heinrich Popitz als Soziologe, Demetrios Kapetanakis und Rolf Hochhuth als Schriftsteller, etc.

12 Ebd., S. 10.

nicht wussten, wie sich sein weiterer Lebensweg gestalten würde, haben sie sich an seinem „gesunden, schönen und klaren Gefühlsleben und [seinen] Lebensanschauungen“ gefreut, und sich trotzdem keinen falschen Hoffnungen hingegeben. „[D]as haben wir nie getan“, schrieb der Vater in dem zitierten Geburtstagsbrief von 1908, „aber wir haben die Hoffnung nicht aufgegeben und tun das auch jetzt noch lange nicht. Nur alle Möglichkeiten soll man ins Auge fassen und sich danach einrichten.“¹³ Von seinen Eltern hat Jaspers Lebensmaximen gelernt, die später in seine Philosophie eingegangen sind: Lebensmut und Wahrhaftigkeit (auch und gerade sich selbst gegenüber). Ohne sie hätte er die Jahre des Unheils zwischen 1933/34 und 1945 nicht überstanden. Noch als ihm kurz vor Vorlesungsende im Sommersemester 1937 mitgeteilt wurde, er sei, auf der Basis des Willkürparagrafen des nationalsozialistischen *Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums*, „zur Vereinfachung der Verwaltung [...] in den Ruhestand versetzt“,¹⁴ fand der hochbetagte Vater das für den Sohn entscheidende Wort des Trostes: „Es ist gut, mein Junge, dass es so gekommen ist; in diese Gesellschaft passen wir nicht.“

Albert Fraenkel, von 1901 bis zu seinem Tod (1938) der Karl Jaspers freundschaftlich verbundene Arzt, hat als kundiger Lebensbegleiter in die gleiche Richtung gewirkt wie die Eltern. Jaspers schien er die Verkörperung der Idee des Arztseins zu sein,

ein wirklicher Arzt dadurch, dass er sich [dem] Wissenwollen [des Patienten] nicht versagte, dass er auch jede Diskussion mit [ihm] aufnahm, [ihn] nicht nur naturwissenschaftlich behandelte, sondern [sein] Leben im ganzen, in seiner Besonderheit ins Auge fasste und anerkannte.¹⁵

In der von ihm selbst (nach dem Vorbild Max Webers) beschriebenen Krankheitsgeschichte hat Jaspers diesen Freund als den Führer zum Verständnis der eigenen Existenz und damit zu den

13 Jaspers (Anm. 6), S. 47.

14 Saner (Anm. 3), S. 44. Das folgende Zitat ebd., S. 45.

15 Jaspers (Anm. 6), S. 128.

Grundlagen seines Philosophierens ebenso wie zu den bedrohten, physischen Grundlagen seines Daseins bezeichnet:

Er lehrte mich, gesund zu sein, wenn man krank ist. Er gab mir das Zutrauen und für immer den Mut, trotz allem den Weg möglicher Leistung zu gehen. In täglichen Unterhaltungen im Mai 1901 [das heißt noch vor dem Beginn des Studiums] kamen alle die Wendungen vor, die sich philosophisch in mir befestigten. [...] Seine klugen Worte und Hinweise wurden mir zum Ausgangspunkt medizinischer Selbsterziehung.¹⁶

Am 22. Dezember 1938, wenige Wochen nach der sogenannten Reichspogromnacht, starb Albert Fraenkel in Heidelberg, als deutscher Jude aller Ämter entsetzt, verarmt, vereinsamt. 1933 war ihm wie allen jüdischen Ärztinnen und Ärzten in Deutschland die Kassenzulassung entzogen worden, im September 1938 auch die Approbation. Karl Jaspers, der mit einer deutsch-jüdischen Frau verheiratet und demnach als „jüdisch versippt“ selbst an Eigentum und bald schon an Leib und Leben bedroht war, stand an seinem Sterbebett.¹⁷

Gertrud Jaspers

Der Kreis des Lebens, in dem Karl Jaspers wirkte, war sowohl nach der räumlichen Ausdehnung, wie nach der Zahl der Freunde, der Schülerinnen und Schüler auf den ersten Blick klein und überschaubar. Neben der Landschaft der Jugend, Oldenburg und der nahen Meeresküste, waren Heidelberg und Basel die Orte, an denen er mit seiner Frau Gertrud wohnte und arbeitete. Mit ihr war er seit 1910 verheiratet, an ihrem 90. Geburtstag ist er am 26. Februar 1969 in seiner Baseler Wohnung gestorben. Jaspers hat stets die Kontinuität im Fortgang seines Lebens betont. Er meinte in allem, was ihm zugestoßen sei, „Klärung, nicht Anderswerden“ zu finden. Bruch und Bekehrung habe es in seinem Leben nicht gegeben.¹⁸

16 Ebd., S. 128f.

17 Saner (Anm. 3), S. 18.

18 Ebd., S. 57, Zitat aus Jaspers' Nachlass.

Die einzige große Wende in meinem Leben, schrieb er im Rückblick 1953, war der Bund, den meine Frau und ich miteinander schlossen. In ihm wurde das Frühere befestigt und unendlich erweitert. Ich lebte aus dem Erbe des Elternhauses.¹⁹

Ein Kapitel „Gertrud Mayer“ oder „Meine Frau“ (ähnlich den Kapiteln „Großeltern“, „Mein Vater“, „Rickert“, „Ernst Mayer“, „Heidegger“ etc.) gibt es aber in den autobiographischen Schriften von Karl Jaspers nicht; vielleicht deshalb nicht, weil seine Frau in allem, was er gedacht, geschrieben und getan hat, integraler Teil seines Lebens und Denkens und neben dem Vater die wichtigste Bezugsperson war. „Seitdem Gertrud da ist, seit 1907“, heißt es in Jaspers' *Selbstporträt (1966/67)*,

ist in mir ein Wandel vorgegangen. Bis dahin war ich [...] ein Mann, der wissen will, um Wahrheit bemüht, kühl. Jetzt wurde ich ein Mensch, der täglich daran erinnert wird, dass er ein Mensch ist. Nicht durch Worte, sondern durch die Wirklichkeit des Lebensgefährten [...]. Gertrud sorgt dafür, dass ich nicht allzuviel versäume, sie erinnert mich, was ich in menschlichen Dingen zu tun habe, in denen ich so vergesslich bin. Sie liest und prüft alles, was ich schreibe. [...] Ich bin überzeugt, sofern meine Philosophie eine Tiefe hat, hätte ich diese nicht erreicht ohne Gertrud.²⁰

Über die kuriosen Ehen und Partnerschaften der „als vergleichsweise lebensfroh geltenden Heidelberger Professorenschaft“²¹ zu den Zeiten, als Jaspers in Heidelberg (zwischen 1906 und 1948) lebte und lehrte, gibt es einen bunten Strauß von auch giftigen Anekdoten. Hört man nämlich statt den Männern aus diesen Ehen deren Frauen zu, die – nach Marianne Webers selbst-

19 Jaspers (Anm. 4), S. 123.

20 Jaspers (Anm. 6), S. 32.

21 Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens. München 2005, S. 95. „Das Elend von Professorenehen“ überschreibt Radkau den entsprechenden Abschnitt seiner monumentalen Weber-Biographie. Dieser ist zwar ebenso salopp formuliert wie die Überschrift, aber erstaunlich gut informiert und gibt an vielen Stellen genaue Einblicke in die Existenz (nicht in das bloße Gelehrtenleben) der Heidelberger Professoren. „Was für ein Kerl! Und doch ein armes Schwein“, schrieb Wilhelm Hennis über Max Weber an Radkau im Juli 2003 (S. 871). Der Satz könnte als Motto über dieser trotz allem beachtlichen und grundsoliden Biographie stehen.

kritischer Beobachtung – oftmals einen beträchtlichen „Vorrat an Gereiztheit in sich aufgespeichert“ hatten,²² dann kann rasch der Eindruck entstehen, den Joachim Radkau in seiner Biographie Max Webers vom damaligen Heidelberger Professorenkollegium gewonnen hat, dass es „gemessen an heutigen Psycho-Maßstäben, wohl zu einem nicht unerheblichen Teil aus neurotischen Existenzen“ bestand. In der gewaltigen Denkfabrik, als die sich die Universität Heidelberg trotzdem in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg bis in die späten zwanziger Jahre, nach Max Webers Tod (1920), darstellt, herrschte ein patriarchaler Ton. Radkau hat ihn als den Ton der ins 19. Jahrhundert zurückweisenden Geschlechterpolarität und damit als einen Misston mitten im Aufbruch eines leidenschaftlich modernen Denkens gekennzeichnet.²³ Die monologisierenden Professoren, die ihre Ehefrauen schon einmal baten, auf den gemeinsamen Spaziergängen zu schweigen,²⁴ begaben sich in ihrem außerehelichen Sexualleben in groteske Abhängigkeiten. Karl Jaspers, der Max Weber geradezu kultisch als den „leibhaftigen Philosophen“ des Zeitalters verehrte,²⁵ hat erst im Alter durch die Liebesbriefe, die Max Weber an Else Jaffé, seine langjährige Geliebte, geschrieben hat, Einblick in die verborgenen Seiten von dessen Leben erhalten. Das idealistisch überhöhte Denkmal, das er Max Weber errichtet hatte, stürzte jäh in sich zusammen. „Mit psychiatrischem Blick“, sagt Radkau, habe Jaspers nun bei Max Weber „eine gewaltsame, potenzierte Männlichkeit“ erkannt und dazu bemerkt, „die ›Abhängigkeit des Menschen von seiner Geschlechtlichkeit‹ werde gerade dann, wenn diese nicht ›normal‹ sei, ›potenziert‹ als Abhängigkeit von den Frauen erfahren“.²⁶

Schon die nächste Generation, die Generation nach Jaspers, nach Weber, hat den Spieß umgedreht. Nun begannen die Frauen über die Abhängigkeiten der Männer zu lächeln, sie iro-

22 Ebd., S. 95. Marianne Weber bezieht die Beobachtung zwar direkt auf Sophie Rickert, doch sind ihr – wie Radkau betont – aus der eigenen Ehe derlei Zustände nicht unbekannt. – Das folgende Zitat ebd.

23 Vgl. den „Geschlechterpolarität in Webers Denken“ überschriebenen Abschnitt bei Radkau (Anm. 21), S. 100f.

24 Radkau berichtet diese Episode von Max und Marianne Weber (ebd., S. 94).

25 Vgl. u. a. Saner (Anm. 3), S. 33f; Jaspers (Anm. 4), S. 34; Radkau (Anm. 21), S. 101.

26 Radkau (Anm. 21), S. 101.

nisierten deren erotische Phantasien, die Scheu vor dem zugespitzten Urteil, deren geringes Durchhaltevermögen. Der Philosoph Hans Jonas hat in einem freundschaftlichen Gedenkartikel auf Hannah Arendt, die Schülerin von Karl Jaspers (1926–1928), später dessen vertraute und ebenbürtige Gesprächspartnerin, seine Laudatorin bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels (1958), einen solchen Perspektivenwechsel erläutert. Er ist für den Ton, der im Kreis dieser mit Lust und Leidenschaft kontrovers denkenden und diskutierenden Menschen herrschte, beispielhaft. Hannah Arendt, schrieb Jonas, sei gewiss keine Feministin gewesen. Sie war bedacht auf ihre Privilegien als Frau in einer zivilisierten Gesellschaft, habe aber die Männer „dennoch [...] im ganzen [...] für das schwächere Geschlecht [gehalten]: ferner dem intuitiven Sinn für die Wirklichkeit, anfälliger für die Täuschungen des Begriffs, geneigter daher zu Illusionen [...], tatsächlich also für schutzbedürftiger“. Er hat dies mit der folgenden Anekdote belegt:

Wenn ich bei Gelegenheit Bedenken erhob gegen ihr schnelles, oft schneidendes Urteil über eine Person, eine Handlung, eine Situation und nach Beweisen fragte [schrieb Jonas im Merkur, der Deutschen Zeitschrift für europäisches Denken Heft 10, 1976], dann tauschte sie wohl mit meiner Frau einen Blick des gegenseitigen Verstehens, worin sich Ungeduld und Mitleid, vielleicht auch Zärtlichkeit mischten, und sagte dann: ›Ach Hans!‹ Noch ganz vor kurzem [...] fühlte ich mich bei einer solchen Gelegenheit veranlasst zu fragen: ›Sag mir bitte, Hannah, hältst du mich eigentlich für dumm?‹ ›Aber nein‹, antwortete sie mit beinah entsetzten Augen – und fügte dann hinzu: ›Ich halte dich nur für einen Mann.‹ Und sie hatte keinerlei Wunsch, dies zu ändern.²⁷

Karl Jaspers gehörte (trotz Krankheit) zum Kreis der lebensfrohen Heidelberger Professoren, die Formel „dass ich gern lebte“²⁸ wiederholt sich mehrfach in Aufzeichnungen, Briefen und Ge-

27 Hans Jonas: Hannah Arendt in memoriam. Handeln, Erkennen, Denken: Zu Hannah Arendts philosophischem Werk, in: Hans Jonas: Herausforderungen und Profile. [...]. Hg. von Sebastian Lalla, Florian Preußger und Dietrich Böhler. Freiburg i.Br./Berlin/Wien 2013, S. 259f (Kritische Gesamtausgabe der Werke von Hans Jonas, Bd. III/2).

28 Jaspers (Anm. 6), S. 142.

sprächen. Von Familie, Ehe, Liebe und der Macht der Sexualität aber hatte er in Theorie und Praxis eine andere Vorstellung als seine Heidelberger Kollegen, als beispielsweise Heinrich Rickert, Max Weber oder Ernst Troeltsch. Im *Selbstporträt 1966/67* hat er auf diesen Unterschied gepocht. „Ich habe wiederholt über Liebe geschrieben [heißt es da]. Es gilt manchen als konstruiert und utopisch und ist für mich doch unzureichender Spiegel einer Wirklichkeit.“²⁹ Seine Ehe, auch wenn sie in den autobiographischen und den philosophischen Schriften verklärt sein mag, war der auf Leben und Tod geschlossene Treuebund mit einer Frau, die wegen ihrer jüdisch-deutschen Herkunft und wegen ihres Glaubens seit 1933/34 nicht nur aus der Rechtsgemeinschaft des Staates, sondern aus der Gemeinschaft des Menschseins ausgeschlossen wurde. Dieser eheliche Treuebund wurde während der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland noch fester geknüpft und durch die den Kollegen unverständliche, fluchtartige Übersiedelung in die Schweiz – als doch alles (scheinbar) schon „vorüber“ war – erneut bestätigt. Es gibt kaum einen ergreifenderen Text unter Jaspers' Schriften als das *Tagebuch 1939–1942*.³⁰ Das darin dokumentierte Ringen um die vielleicht mögliche Emigration, um Bleiben oder Gehen, die sich steigende Gefahr der Trennung von Gertrud und die der Deportation, der verzweifelte Wunsch Gertruds, sich von ihrem Mann zu trennen, um allein in den sicheren Tod zu gehen, die Rechtfertigung eines möglichen gemeinsamen Suizids, als Vorwegnahme des KZ-Todes, all das gibt auf wenigen Seiten einen tieferen Einblick in Jaspers' existentiell verbindliches Denken als alle noch so tief sinnigen Konstruktionen seiner Philosophie. „Wenn ich Gertrud nicht schützen kann gegen Gewalt“, notierte er am 2. Mai 1942, also in dem Jahr, in dem die Transporte in die Vernichtungslager zu rollen begannen,

29 Ebd., S. 32. Die Auflösungstendenzen in Haus, Ehe und Familie, die Jaspers schon 1930 bei der Beschreibung der Zeitsituation konstatierte, schienen ihm ein Warnsignal vor bevorstehenden, gewaltigen Wandlungen im sozialen Leben: „Ehe ist vielfach nur der Kontrakt, auf dessen Bruch die Unterhaltspflicht wie eine Konventionalstrafe steht. Die wachsende Hemmungslosigkeit drängt auf Scheidungserleichterung.“ Jaspers: *Die geistige Situation der Zeit*. Berlin/New York 1999, S. 54; Erstdruck 1931.

30 Ebd., S. 143–163. Das folgende Zitat aus dem *Tagebuch* ebd., S. 160.

so muss auch ich sterben – [...] Das Herz spricht still und verlässlich aus der Tiefe: Ich gehöre zu ihr. [...] Im Tode eins werden ist Vollendung der Liebe – es ist wie ein gütiges Geschick, das zusammen zu sterben erlaubt, während bloße Natur, wenn sie den Tod bewirkt, das Fortleben des einen Überlebenden erzwingt. / Meine Philosophie wäre nichts, wenn sie an dieser entscheidenden Stelle versagte. Treue ist irgendwo absolut oder sie ist gar nicht.

Karl Jaspers hatte sich bekanntlich während der Naziherrschaft Zyankali beschafft, um vor der sicheren Deportation gemeinsam mit seiner Frau in den Tod zu gehen. Das Gift war täglich in Reichweite, nachts lag es auf dem Nachttisch, denn die Gestapo pflegte frühmorgens zu kommen.³¹ (Im Oldenburger Jaspers-Haus werden die Zyankalikapseln, sechs Glasampullen aus dem Chemischen Laboratorium der Hofapotheke Heidelberg, noch heute in einer Vitrine, zusammen mit anderen Utensilien aus Jaspers' Hinterlassenschaft, aufbewahrt. Die in ihnen plastisch abgebildete Erinnerung an die Jahre der Todesnähe hat Karl und Gertrud Jaspers nicht mehr verlassen.) Der Deportationstermin für Jaspers und seine Frau wurde schließlich auf den 14. April 1945 festgesetzt, Jaspers wusste davon durch Freunde. Am 30. März dieses Jahres besetzten amerikanische Truppen Heidelberg.

Karl Jaspers, der zusammen mit seiner Frau demnach nur um Haaresbreite einem grausamen Tod entgangen ist, hat sich zeit lebens gleichwohl „schuldig“ gefühlt, weil er überlebt hatte. Ein öffentlicher Protest gegen die seit 1938 anschwellende Verbrechensflut der Nationalsozialisten und der ihnen ergebenden Bürokratie hätte aber unweigerlich KZ-Haft und damit seinen Tod und auch den seiner Frau zur Folge gehabt. Alle Gründe, die gegen ein solch sinnloses Opfer sprachen, hat Karl Jaspers selbst nur allzu gut gekannt, ohne sich von jener Last befreien zu können, die ihm das eigene Gewissen auferlegte. Die Vorlesung, die er im Wintersemester 1945/46 an der Universität Heidelberg gehalten und die er noch 1946 veröffentlicht hat, nahm die damals

31 Saner (Anm. 3), S. 47.

heftig umstrittene „Schuldfrage“ zum Thema.³² Jaspers differenzierte die von einer für ihn unsinnigen Kollektivschuld-These³³ dominierte weltweite Schulddebatte in die Vierzahl von krimineller, politischer, moralischer und metaphysischer Schuld und nahm selbst jenen Teil der Schuld auf sich, den sein Gewissen von ihm verlangte:

Metaphysische Schuld ist der Mangel an der absoluten Solidarität mit dem Menschen als Menschen. [...] Diese Solidarität ist verletzt, wenn ich dabei bin, wo Unrecht und Verbrechen geschehen. Es genügt nicht, dass ich mein Leben mit Vorsicht wage, um es zu verhindern. Wenn es geschieht und wenn ich dabei war und wenn ich überlebe, wo der andere getötet wird, so ist in mir eine Stimme, durch die ich weiß: dass ich noch lebe, ist meine Schuld.³⁴

Die von Jaspers 1946 eröffnete Debatte hallt bis heute nach. Noch im November 2013 hat Jürgen Habermas die Schrift über die Schuldfrage eine „aufrüttelnde Publikation“ genannt, mit der Jaspers „an das Gewissen seiner deutschen Mitbürger appelliert habe“³⁵ und schon im Jahr der Erstpublikation schien es, als könne diese von Thomas Mann gerühmte Schrift die Kluft zwischen den deutschen Emigranten und denen, die in Deutschland überlebt hatten, frühzeitig schließen. Doch Thomas Mann hörte damals auf ein Gerücht, wonach Jaspers von seinem (Thomas Manns) „Brief nach Bonn“ (1937), von dem er überzeugt war, dass er „überall als eine Art von Ehrenrettung für den deutschen Geist und die deutsche Würde empfunden worden ist“, gesagt haben soll, er habe ihm „wehe getan“.³⁶ So wurde die sich schein-

32 Karl Jaspers: Die Schuldfrage. 1946, in: Karl Jaspers: Hoffnung und Sorge. Schriften zur deutschen Politik 1945–1965. München 1965, S. 47–149 (Erstdruck: Heidelberg: Verlag Lambert Schneider, 1946).

33 „Kollektivschuld eines Volkes oder einer Gruppe innerhalb der Völker kann es – außer der politischen Haftung – nicht geben, weder als verbrecherische, noch als moralische, noch als metaphysische Schuld.“ (Jaspers, ebd., S. 85.)

34 Jaspers, ebd., S. 108.

35 Jürgen Habermas: „Rückzug in nationale Wagenburgen“. Dankesrede [...] anlässlich der Verleihung des niederländischen Erasmus-Preises 2013, in: Mitteilungen zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels/Winter 2013, S. 11.

36 Thomas Mann im Brief vom 11. März 1947 an Manfred George; vgl. Inge Jens (Hg.): Thomas Mann, Tagebücher 28.5.1946–31.12.1948. Frankfurt am Main 1989, S. 543. Thomas Manns Verhältnis zu Karl Jaspers blieb eigenartig ge-

bar öffnende Türe einer Verständigung zwischen Exil und „innerer Emigration“ über die „Schuldfrage“ sogleich wieder geschlossen.

Weltbürgertum

Der Zeitpunkt, zu dem Jaspers endgültig spürte, dass er aus der Gemeinschaft derer, die sich in Deutschland „Volksgenossen“ nannten, ausgestoßen war, ist genau zu bestimmen. Er ist mit dem Versuch verbunden, auf dem Heidelberger Bergfriedhof ein Familiengrab zu kaufen. Der wie Jaspers zwangspensiionierte Rechtsphilosoph Gustav Radbruch, sein Freund und Kollege, dessen Sohn Anselm 1942 in Russland gefallen war und auf dem Bergfriedhof bestattet worden war, hatte ihn dazu ermuntert, weil ihm und seiner Frau zwei Grabstätten neben der des Sohnes verkauft worden waren. Jaspers stellte den Antrag und schrieb dazu einen persönlichen Brief an den Oberbürgermeister. Der Antrag wurde abgelehnt und Jaspers kannte den im Ablehnungsbescheid nur oberflächlich verschleierte Grund: „Da meine Frau Jüdin ist, durfte sie nicht auf dem Friedhof, sondern nur an der Chaussee draußen, an der die Juden gemeinschaftlich bestattet wurden, ihren Platz haben.“³⁷ So hat er die Verweigerung des gemeinsamen Grabes sehr ernst genommen. Er hat sie als den unheilbaren Bruch der Zugehörigkeit zu all dem verstanden, was bisher Heimat geheißen hatte, als Bruch der geschichtlichen Kontinuität seines Lebens. „Da ist etwas gerissen, was nicht wieder heil gemacht werden kann [...]. Das Daseinsbewusstsein war im Grunde verwandelt.“ Heute, da sich die Friedhöfe leeren, sich in Krematorien lange Warteschlangen bilden, in einer Zeit also, in der immer exotischere Bestattungsmöglichkeiten zum Zeichen der Rückkehr der Menschenasche in die Natur erdacht werden, die Seebestattung, das Ver-

spannt. Einerseits fühlte er sich Jaspers, als dem Doktorvater seines Sohnes Golo (1932), verbunden, las auch mit Zustimmung dessen späte Schriften, fühlte sich aber zu Unrecht mit diesem öffentlich verglichen und wandte sich 1953/54 ganz von ihm ab, als Jaspers die „Tragische Literaturgeschichte“ seines Baseler Kollegen Walter Muschg gegen öffentliche Angriffe verteidigte (vgl. Inge Jens (Hg.): Thomas Mann, Tagebücher 1953–1955. Frankfurt am Main 1995, S. 135, 167, 518, 551 f. u. ö.). Die „Schimpfierung“ seines Lebens durch Muschg erregte bei Thomas Mann „Übelkeit“ (ebd., S. 135).

37 Jaspers (Anm. 6), S. 166f. Die beiden folgenden Zitate ebd., S. 167.

streuen der Asche aus dem Hubschrauber oder dem Ballon, die Friedwald-Bestattung etc., mag dies als eine Reaktion belächelt werden, die einem wenig wichtigen Faktum „unverhältnismäßig große Bedeutung“ beimisst. Doch wer wissen möchte, was die Vorstellung bedeuten kann (oder zumindest damals bedeutet hat), in einem gemeinsamen Grab mit denen bestattet zu sein, die im Leben die Nächsten waren, der sollte in das Liebesduett zwischen Arabella und Mandryka hineinhorchen. Es steht im letzten Libretto, das Hugo von Hofmannsthal für den Komponisten Richard Strauß geschrieben hat. 1933 wurde die lyrische Komödie *Arabella* erstmals aufgeführt: „dein Haus wird mein Haus sein, in deinem Grab will ich mit dir begraben sein – / so gebe ich mich dir auf Zeit und Ewigkeit.“³⁸

Der Kontinuitätsbruch, den Jaspers 1942 erfahren hat, war mehr als ein individuelles oder gar nur ein punktuelles Ereignis in einer von Staatsverbrechen und legalisiertem Terror charakterisierten Zeit. Dieser geschichtliche Bruch war charakteristisch für eine Wende, die ihn und Gertrud gemeinsam erreichte, und zugleich der Vorgriff auf eine Zeit, in der es möglich schien, ohne Zugehörigkeit zu einem Staat, einer Nation, einem Volk, ein Weltbürgertum zu leben, das allein durch Menschsein begründet ist. Tony Judt hat in seiner Porträt-Sammlung über *Das vergessene 20. Jahrhundert* darauf hingewiesen, dass dieses Jahrhundert die Entstehung eines neuen Typus des Intellektuellen erlebt hat, den „des heimatlosen Weltbürgers“.³⁹ Eine kleine Gruppe dieses Typus stellte er vor, darunter Hannah Arendt, Albert Camus, Primo Levi, Manès Sperber. Sie alle, meinte er, gehörten zu einer „modernen Gelehrtenrepublik [...], einer virtuellen Gemeinschaft von Schriftstellern und Denkern, in der sich die tragischen Verwicklungen des Jahrhunderts spiegeln“. Hannah Arendt hat diese Gemeinschaft 1947 in einer Widmung an Karl Jaspers als „zufällig Überlebende einer Sintflut“ bezeichnet. Karl Jaspers, der lange und intensiv (auch im quä-

38 Hugo von Hofmannsthal: Dramen V. Operndichtungen. Hg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main 1979, S. 547.

39 Tony Judt: *Das vergessene 20. Jahrhundert. Die Rückkehr des politischen Intellektuellen*. München 2010, S. 22. Die beiden folgenden Zitate ebd., S. 22f. und S. 99.

lend-kontroversen Disput mit seiner Frau) um sein „Deutschsein“ gerungen, der schließlich alle politischen Anklänge aus seinem Deutschlandbild getilgt hat, gehört prominent zu dieser Republik des Geistes. An Gustav Radbruch schrieb er am 20. Mai 1949, dass Basel eine

herrliche Insel [sei] mit Ruhe und Arbeit und mannigfachen geistigen Anregungen aus der ganzen Welt. Aber natürlich [fährt er fort] leben wir gesteigert in dem Bewusstsein, blosse Wanderer zu sein und kein politisches Vaterland zu haben – wie es seit 1934 bewusst geworden war.

Am 10. Juli dieses Jahres gab er auch gegenüber dem (treulosen) Martin Heidegger „erschütternd offen Auskunft über sein Leiden an Deutschland“ und erinnerte sich an einen Ausspruch seines 84 Jahre alten Vaters im Jahr der Röhm-Morde in Deutschland: „Mein Junge, wir haben unser Vaterland verloren!“⁴⁰

Eine ganze Dekade mit sich täglich steigernden Todesdrohungen zu überstehen, konnte nicht ohne psychische Folgen bleiben. Als im Dezember 1963 der erste Auschwitzprozess begann, hat Gertrud Jaspers die Zeitungsberichte Tag für Tag verfolgt. Schon als sie 1958, während eines Aufenthaltes in Frankfurt am Main, aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Karl Jaspers, Sigrid, die Tochter von Edith Curtius, und deren Familie zum Tee besucht hatte, war sie mit dem Taxi gekommen und hatte – nach der Erinnerung von Michael Magunna – „diesen Luxus damit begründet, dass sie ja nicht wisse, wie vielen KZ-Wächtern sie in der Straßenbahn begegnen müsse“. Jetzt, während des Auschwitzprozesses, schrieb sie am 23. März 1964 an die gleiche Freundin: „Mein tägliches Lesen des Auschwitz-Prozesses lässt mich von neuem verzweifeln und meine Heimatlosigkeit trotz des deutschen Passes bleibt meine Lage.“

Karl Jaspers hat sein politisches Denken und seine heftig umstrittenen politischen Schriften insbesondere während der Baseler Jahre daran gemessen, ob es ihm gelingen könnte, „die sitt-

40 Antonia Grunenberg: Hannah Arendt und Martin Heidegger. Geschichte einer Liebe. München 2008, S. 300.

lichen Voraussetzungen der Politik und ihre realen Bedingungen [für sich] zu klären“, und daran, ob es ihm gelingen werde, sein „politisches Denken an dem vorweggenommenen Standpunkt des Weltbürgers zu orientieren“, das heißt eines Bürgers der Erde, der zuerst Mensch sein will, um „dann aus diesem Ursprung einem Volke anzugehören“.⁴¹ Dass zumindest die vier Elemente, reines Wasser, das Land und seine Bodenschätze, saubere Luft und das Feuer, das heißt „die Energie in allen ihren Formen“, als „Gemeinschaftsgüter der gesamten Menschheit betrachtet werden müssen“, hat schon der vorläufige Entwurf einer Weltverfassung gefordert, der in Chicago in dem Jahr erschienen ist, in dem Jaspers nach Basel gegangen ist.⁴² Wie weit oder besser: wie wenig weit wir mit solchen Visionen gekommen sind, wird uns täglich in den von Menschen entfesselten Katastrophen und Kriegen vor Augen geführt. Auch heute noch (vielleicht sogar heute mehr denn je) provoziert das Denken von Karl Jaspers zur Auseinandersetzung.

41 Jaspers (Anm. 4), S. 84 und S. 79.

42 Vgl. dazu: Die Kinder der Manns. Ein Familienalbum. Hg. von Uwe Naumann in Zusammenarbeit mit Astrid Roffmann. Reinbek bei Hamburg 2005, S. 208f.

ISSN 0177-9133
ISBN 978-3-8142-1214-2